

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 50.

Sonntag, den 18. Dezember 1898.

V. Jahrgang.

Dem Zorn sein Recht.

Nein! in des Lebens
Wirren und Kämpfen
Niemt es, den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfst nicht inmitten
Sollem Gewühl
Steh'n wie ein Eisberg,
Allezeit kühl.

Nein! wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verlehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollst Du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan!

Wolff Stöber.

Auch eine Weihnachtsgeschichte.

Stizze von Marie Briggé-Brook.

Der kleine Fritz lag schlaflos in seinem Bettchen und bemühte sich vergebens, seine blauen Guckaugen zu schließen. Es war zum Schlafen aber auch noch gar zu früh! Sonst sah er um diese Zeit auf Mütterchens Schooß und hörte ihren schönen Märchen und Erzählungen zu, mit denen sie den Sandmann so prächtig herbeizugaubern wußte. Wenns dunkel wurde in seiner Spielftude, so etwa um fünf Uhr, dann band die Mine, Fritzchens Kinder mädchen, dem kleinen Mann ein sauberes Schürzchen vor, wusch seine kleinen Patschchen rein und brachte ihn in Mamas schöne Stube, wo es so behaglich hell und warm war und hinter dem schön gedeckten Theetisch die beiden Eltern saßen. Der Papa, ein vielbeschäftigter junger Amtsrichter, kam ihm dann gewöhnlich schon an der Thür entgegen, hob seinen Dreijährigen hoch in die Luft und schwenkte ihn ein paarmal hin und her, bis die kleine ängstliche Mama ihn aufzuheben bat und Fritz vor Wonne jubelte. Dann trug er ihn auf den hohen Kinderstuhl, der zwischen beiden Eltern stand und damit begann für das Kind die schönste Stunde des Tages. Papa konnte mit wenigen Strichen alles zeichnen, was Fritzchen haben wollte, bald sollte es ein Pferd, bald ein Hund, dann wieder ein Ritterkühahn sein und so weiter, bis die Reihe der Thiere, die Fritzchen kannte, erschöpft war. Oder Papa schnitt Puppen aus, die er nach einer selbst erfundenen Melodie auf dem Klische wilde Kriegs- und Indianertänze aufführen ließ,

ach, das war graulich schön! Dann gab der gute Papa seinem Buben den Gutenachtuß, nahm Mantel, Hut und Stock und verschwand noch auf ein Stündchen in die Ressource.

Und dann kam erst das Allerschönste. Mama nahm ihren müden Jungen, dem schon die Neuglein kleiner wurden, auf ihren Schooß und erzählte wunderschöne Dinge. In letzter Zeit aber sprachen Mutter und Kind nur noch vom heiligen Christ. Das aufhorchende Menschlein erfuhr, daß der heilige Christ durch alle Lande gehe und wo er artige Kinder finde, da bringe er ihnen am heiligen Abend die allerschönsten Dinge. Eisenbahnen, Pferdeställe, Packwagen und Fuhrmannspettschen, bunte Kreisel, Gummibälle, Bilderbücher, Walzhörner und was nicht alles zauberte die gütige Erzählerin vor das geistige Auge ihres lauschenden Hörers. Fritzchens Phantasie würde sicherlich kaum hingereicht haben, sich die Herrlichkeiten vorzustellen, hätte ihn die gute Mama nicht eines Tages mit sich in ein großes Spielwaarengeschäft genommen, wo bis dahin noch nie gesehene Herrlichkeiten das staunende Knäblein beglückten. Er hatte sich an den vielen, schönen Sachen nicht satt sehen können und leise die Mutter heimlich am Kleide zupfend gefragt: „Aber hier wohnt doch gewiß der heilige Christ.“ „Ach nein, mein Jungchen,“ lautete die Antwort, „der heilige Christ hat noch viel mehr schöne Sachen, er beschenkt ja alle Kinder auf der weiten Welt.“

Die weite Welt war noch ein unbekannter Begriff für den Kleinen und machte ihm deshalb auch keinen besonderen Eindruck, aber daß der heilige Christ noch mehr schöne Sachen haben sollte, das konnte er wirklich nicht fassen. Der Papa zu Haus hatte Wunderdinge hören müssen von einer Eisenbahn, die ganz allein lief, von einem braunen Meister Peh, der tanzen konnte und anderes mehr. Die höchste Seligkeit für den kleinen Fritz bestand aber in einem riesengroßen Schaukelpferd, das, mit Fell bekleidet, mit echt blanten Glasäugen, einen unausslöschlichen Eindruck auf das Kindergemüth ausgeübt hatte. Täglich sprach er davon, täglich dachte er daran. Wohl hundertmal hatte die Mama seine Frage, ob ihm der heilige Christ wohl ein solches Pferd und eine Fuhrmannspettsche bringen würde, mit dem bedingten: „Ja, wenn Du recht artig bist“, beantwortet und der kleine Fritz konnte die Zeit kaum erwarten, wo sich sein höchster Wunsch erfüllen würde.

Heut, wo er so gegen alle Gewohnheit allein und verlassen in seinem kleinen Bettchen lag, hätte er am liebsten ein ganz klein wenig geweint, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre, daß der Papa Buben, die heulen, nicht artig finde und ihn am Ende der heilige Christ noch hören könnte. Krampfhaft schwieg er daher still und lag mit seinem traurigen Kinderherzchen ganz allein und einsam da. Die Mine war ein

gutes Mädchen und konnte hübsch mit Fritzchen spielen, aber erzählen konnte sie nicht halb so gut, wie die Mama und dann hatte sie auch, nachdem sie ihm seine Abendmilch gereicht und ihn ins Bett gelegt, erklärt, nun müsse er sein Stille liegen und einzuschlafen versuchen, sie habe keine Zeit und Papa und Mama seien nicht daheim. Das kam so selten vor, daß Fritzchen sich gar nicht darauf besinnen konnte und über dem Denken endlich einschlief. Mitten in der Nacht wachte er auf. In der sonst so friedlich stillen Wohnung des Amtsrichters Sperber ging es laut und geräuschvoll zu. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Stimmen wurden laut, Fritz konnte sich gar nicht genug wundern über den seltsamen Lärm. Anstatt der rosa Ampel, die sonst nur unvollkommen das elterliche Schlafgemach erleuchtete, brannte eine große Lampe auf dem Toiletentisch und sei ihrem hellen Schein erinnerte das Kind sich völlig und sah neugierig um sich her. Die Betten von Mama und Papa waren unberührt und leer. Jetzt fürchtete der Kleine sich aber allen Ernstes und fing, aller guten Vorsätze ungeachtet,

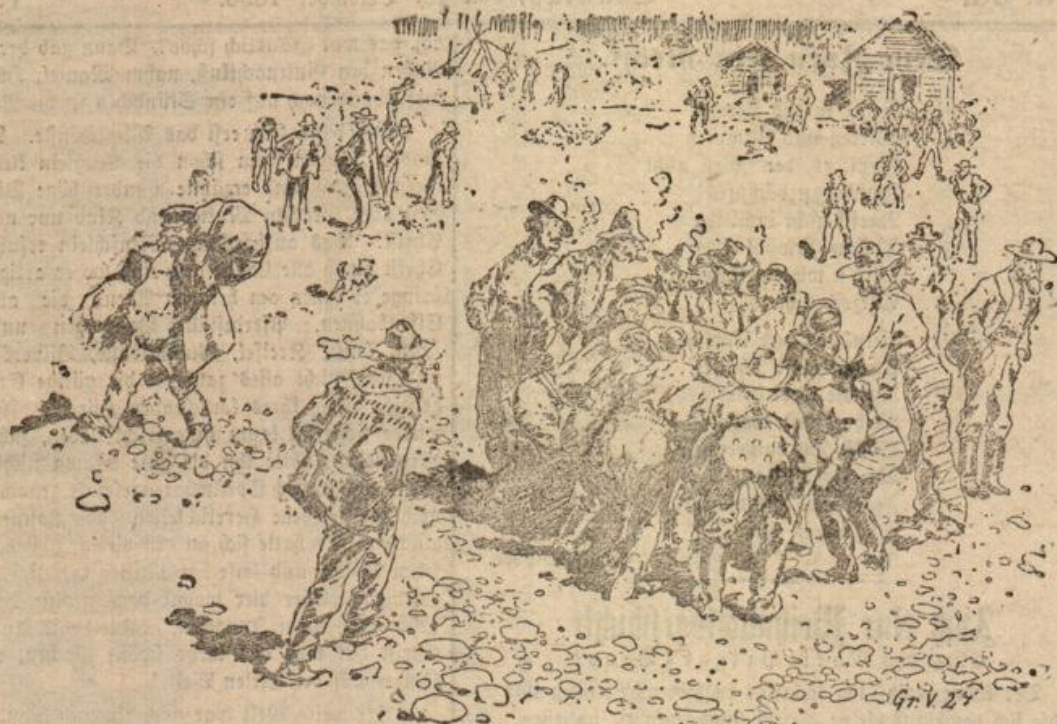
schöpfen wieder gegen die Wand lehnte und sich schlafend stellte, ging Mine fort und holte den Papa.

„Aber was machst Du denn, mein Junge?“ sprach ihn dieser an. „Willst Du denn gar nicht aufstehen und Deine Milch trinken?“ Und als auch dieses Mittel nicht gleich versagte, hob er das Fritzchen in die Höhe und gab ihm dem wartenden Mädchen. „Nun mach schnell, daß Du fertig wirst; dann nehme ich Dich mit zur Mama und Du sollst einmal sehen, was da in dieser Nacht für Dich gekommen ist!“

„Ein Schaufelpferd, Papa?“ fragte der kleine Schelm voll seligster Ahnungen.

„O nein, etwas viel Schöneres“, lachte der Vater, „ein süßes kleines Schwesterchen.“

Verständnislos sah das Kind ihn an. Ein Schwesterchen? Was das wohl sein mochte, davon hatte er doch noch nie gehört und bei den vielen Sachen im großen Spielwaarenmagazin war so ein Ding nicht mit dabei gewesen.



Aus dem Goldlande Alaska: Eine neue Zeitung angekommen!

Möglich zu weinen an. Im Augenblick war auch schon der Papa an seiner Seite und sprach liebevoll und tröstend auf ihn ein.

„Wo ist denn die Mama? Mama soll kommen,“ weinte das Kind.

„Mama schläft drüben im Fremdenzimmer,“ entgegnete der Amtsrichter, „sie hat Kopfschmerz und darf nicht gestört werden. Geh, sei ein braver Bub und schlafe weiter.“

Getröstet legte Fritzchen sich zurück und bald bewiesen seine tiefen Athemzüge, daß er auf's neue dem Schlummergott in die Arme gesunken war. Etwas verspätet wachte er am Morgen auf. Mine stand am Bettchen und schickte sich an, den Kleinen anzukleiden.

„Aber das thut doch sonst die Mama,“ wehrte er sich über- rascht, „ich warte doch lieber, bis sie kommt.“

Vergebens versuchte das Mädchen, den kleinen Kerl zu überreden, sich dieses eine Mal von ihr besorgen zu lassen, er beharrte auf seinem Wunsch, daß das Mütterchen kommen und ihn, wie jeden Tag, auch heute mit einem Morgenkusse wecken solle. Als alles fruchtlos blieb und der kleine Eigensinn sein

„Kann man denn damit spielen?“ fragte er Mine, die das Geschäft des Anziehens mit flinker Hand geschickt besorgte?

„Viel schöner noch, wie mit einem Schaufelpferd,“ bestätigte diese. Nun war Fritz kaum mehr zu halten, er zappelte vor Ungebuld und strebte fortzukommen. Nur einmal noch stellte er eine Frage.

„Ist denn heute der heilige Abend, wo der heilige Christ den artigen Kindern die schönen Sachen bringt?“

„Bewahre Gott,“ lachte das Mädchen, „das wäre nicht schön für Dich. Weihnachten ist erst in zwei Wochen, bis dahin ist die liebe Mama auch wieder gesund.“

Den Nachsatz überhörte Fritz, er hatte genug an der Antwort, daß der heilige Abend noch so fern und er das Schaufelpferd also wohl auch noch nicht bekommen könne. Desto neugieriger war er, wie wohl eine „Schwester“ aussehen und ob es was zum Spielen sein werde.

Endlich, endlich war er fertig. Die langen, gelben Locken hübsch gebürstet, ein reines Schürzchen vor, so präsentirte ihn das Mädchen dem Papa, der seinen Liebling in die Arme schloß.

Bitte zu lesen!

Unsere geehrten Leserinnen werden höflich ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisläusen und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erkennen lassen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wollen man sich gültigstenfalls an die hiesigen Geschäfte wenden, welche die Abnahme des Wiesbadener General-Anzeigers in wohlwollender Weise unterstützen.

Unsere geehrten Leserinnen werden höflichst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Kreisläusen und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslektüre dafür dankbar zu erweisen suchen.

Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültigst ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

„Nun komm aber rasch zur Mama, sie hat schon mehrere Male nach Dir gefragt, und will Dir jezt klein Schwesterchen zeigen.“

Eifrig trippelte der neugierige kleine Mann bis an die Thür des Fremdenzimmers. Vorsichtig öffnete der Amtsrichter und von der geliebten Mutter völlig absehend, die bleich, aber mit glückseligem Lächeln in ihrem Bette lag und ihrem Lieb-ling erwartungsvoll entgegen sah, stolperte der kleine Fritz zum Ofen hin, in dessen Nähe eine größere, bide Frau saß, die er zuvor noch nie gesehen hatte. Sie hielt ein weißes Bündel in den Armen, was sie dem Wüchsen darreichte: „Sieh, her, das ist das neue Schwesterchen,“ sagte sie.

Enttäuscht wandte Fritzchen sich um. „Aber Papa, das ist ja eine Puppe,“ sagte er in kläglichem Ton.

„Sieh nur, wie es die kleinen Händchen und das Gesicht bewegt,“ tröstete der Vater, „das ist keine Puppe, das lebt ja doch.“ Und zum Beweise dessen verzog das kleine Menschen-Kind sein Mäulchen und fing jämmerlich zu weinen an.

Fritzchen trat noch einen Schritt vor und betrachtete das neue Wunder mit kritischen Blicken. „Hat sie denn Beine,“ frag er endlich.

Der Amtsrichter brach in ein vergnügtes Lachen aus. „Frei-lich hat sie Beine und niedliche kleine Füße daran. Gleich, wenn sie wird gebadet werden, siehst Du Dir das mal an,“ entgeg-nete er.

Fritzchen drehte sich ab. „Papa,“ sagte er bestimmt, „sag doch lieber dem heiligen Christ, ich möchte ein Schautelsperd.“

Aus dem Goldlande Alaska.

(Hierzu eine Abbildung nach einem englischen Original.)

Wie vor 50 Jahren nach Kalifornien, wälzt sich jezt der Strom der modernen Glücksritter, der Goldgräber, nach dem seit etwas über Jahresfrist neuentdeckten Dorado am Yukon. So ungeheuer ist der Strom der Goldsucher, daß manche Orte, die vor 2 Jahren kaum 50 Einwohner zählten, zu Städten von 30 000 Seelen und mehr angewachsen sind. Man wird sich nun entsinnen, welche grauenhaften Nachrichten über die furchtbaren Entbehrungen, denen die Abenteuer in den eisigen Gefilden im letzten Winter ausgefetzt waren, die Presse durchliefen. Und jezt kommt wieder aus Port Townsend eine Nachricht von einer jener vielen dunklen Tragödien, die sich in dem fernen Goldlande sonst auch abspielen. Im vergangenen Frühjahr verließ der kleine Dampfer „Jesse“ mit 18 goldglänzenden Per-sonen an Bord den Hafen von Townsend, um nach dem Kus-ko-wim-River abzugehen. Sechs Wochen hindurch hörte man nichts von dem Schiffe, und dann verbreitete sich die Kunde, daß eine Anzahl bis zur Unkenntlichkeit entstellter Leichen an die Kusko-wim-Rüste geschwemmt wäre. Bald darauf brachte man in Erfahrung, daß die „Jesse“ in unmittelbarer Nähe ihres Bestimmungsortes gestrandet wäre. Vor einiger Zeit nun langte an die Adresse des Dampfers-Eigenthümers in Port Townsend ein Brief an, der über das Schicksal der 18 Passa-giere und des Schiffs-personals entscheidende Enthüllungen machte. Das Schreiben kam von einem Händler auf Nunivak-Insel, einer Insel, die etwa 100 englische Meilen von der Mündung des Kusko-wim entfernt liegt. Die Frau dieses Händlers, die eine Indianerin vom Kusko-wim-Stamme ist, hatte ihren An-gehörigen halb nach der Ankunft der „Jesse“ einen Besuch ab-gestattet und dabei zufällig die in dem Briefe mitgetheilte grau-sige Entdeckung gemacht. Bei einem Feste, das ihre Stammes-genossen während ihrer Anwesenheit veranstalteten, hatten sich die meisten Männer berart betrunken, daß sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, verschiedene Anspielungen auf ein Massacre von Weißen fallen ließen. Nachdem die Orgie vorüber war, gelang

es der Händlersfrau, das ganze schauerliche Geheimniß ihrer eigenen Großmutter, einer der ältesten Squaws, zu entlocken. Nach dieser Erzählung war der Dampfer mit den vom Gold-sieber erfaßten Leuten thatsächlich in der Nähe der Kusko-wim-Mündung auf eine Klippe gerathen und sofort von zahllosen Indianern umschwärmt worden, die unter dem Vorwande, aus Freundschaft zu handeln, den Weißen halfen, sich selbst und ihre gesammten Vorräthe an Land zu bringen. Am nächsten Tage stellten sie jedoch so unverschämte Forderungen an ihre Ge-retteten, daß diese sie zurückweisen mußten, da sie sonst nicht genügend Nahrungsmittel behalten hätten, um den Winter zu überstehen. Die habgierigen Eingeborenen hielten nun eine ge-heime Verathung ab und das Resultat war, daß man mit den Widerspenstigen kurzen Prozeß machte, indem man sie einfach abschloß und die todtten Körper in die See warf. Unter den Ermordeten befand sich auch der mäthrische Missionar Webber mit Frau und Kind, der die Absicht hatte, den Indianerstämmen im wilden Nordwesten das Evangelium zu predigen.

Also auch von solcher Seite aus droht den Goldsuchern manche Fährniß. Das muß man allerdings der kanabischen Regierung lassen, daß sie sich die schauerlichen Lehren zu Nuzze machte und Vorlesungen traf, um solchen Schreckensscenen vor-zubugen. In erster Linie wurden sie ja herborgerufen durch die schlechten Wege und mangelhaften Verbindungsgelegenheiten. Man will nun in diesem Winter zum ersten Male Eskimo-hunde im Verkehrs- und Postdienste verwenden. — Die kanabische Regierung hat eine Anzahl dieser Vierfüßler in Labrador und Grönland aufkaufen lassen. Je sechs oder zehn dieser Hunde werden vor einen Schlitten gespannt und können dann große Entfernungen zurücklegen. Sicher werden sich die Eskimohunde, die bei Nordpol-Expeditionen so Großartiges ge-leistet haben, auch zum Postdienste in dem rauhen Klima Alon-dykes gut eignen, denn es giebt keine ausdauernden und an-spruchslosere Thiere als diese arttischen Hunde. In ihrer Heimath müssen sie ununterbrochen, selbst im Schneesturm und in grimmigster Kälte, im Freien zubringen, so daß sie also nicht im mindesten verwöhnt sind. Dasselbe gilt hinsichtlich ihrer Ernährung. Ihre Nahrung besteht in Abfällen von Robben, in halbverkauften Fischen und ähnlichen Delikatessen. Wenn die Eskimos aber, wie dies gewöhnlich im Winter der Fall ist, Noth leiden müssen, bekommen die Hunde oft Tage lang nichts zu essen. Aber selbst dann ist der Eskimohund noch leistungs-fähig. Andererseits entwickelt er dafür eine außerordentliche Ge-strärgigkeit und flieht, was er nur erschaffen und verbauen kann. Einige Ungelegenheiten macht seine Wildheit, die oft auf ge-fährliche Weise zum Ausdruck kommt. Er hat große Ähnlich-keit mit dem Wolfe, doch sind sich die Gelehrten noch nicht darüber einig, ob der Eskimohund vom Wolf abstammt.

Daß den Goldsuchern überdies eine bessere Postverbindung erwünscht ist, das wird wohl keinem Zweifel unterliegen. Der Sinn für die Heimath und die Vorgänge in der Welt geht auch unter den ungeheuerlichsten Entbehrungen nicht verloren. So hat denn der Spezialzeichner des Londoner „Graphic“, dem wir die Originalzeichnung verdanken, den Augenblick zu erfassen gewußt, in welchem eine neue Zeitung aus der Heimath an-langt. Vergessen sind die Strapazen der letzten Tage, vergessen ist auf Augenblicke das Goldgraben, alles eilt, um Neuigkeiten zu erschaffen, um einmal wieder etwas zu hören aus der Welt jenseits der hohen Berge, die das Goldland so schwer erreichbar machen.

Aus der Feder eines Pädagogen.

4.

Der Fisch.

Am Fenster des behaglichen Wohnzimmers sitzt Frau Margarete, eifrig über ihre Arbeit gebeugt; ihre zierlichen

Finger führen die Nadel so schnell durch die Leinwand, als müsse sie sich ihr Brod mit der mühsamen Arbeit verdienen. Erschrocken fährt sie plötzlich empor und eilt an den Tisch, neben welchem klein Rätchen gefallen ist, wobei sie sich heftig gestoßen hat und nun natürlich ein jämmerliches Geschrei macht, welches die Nerven der Mutter trotz täglich geübter Gewohnheit arg angreift. Nachdem die zärtliche Mama dem widerstrebenden Schreihals auf die Beine geholfen hat, greift sie eilig nach dem Züchtigungs-Instrument und schlägt mit kräftigen, wohlgezielten Hieben den — Tisch, während sie in scheinbarer Entrüstung ruft: „Siehst du, du böser Tisch; weil du Rätchen weh gethan hast, bekommst du jetzt tüchtig Haue!“ Und — richtig: Rätchen wird durch dieses sonderbare Abnutzen der für sie bestimmten Ruthe zum Schweigen gebracht und setzt nun lebhaft die Bestrafung des „schuldigen“ Object's fort. — — —

„Sieh' doch, Papa, wie hoch!“ ruft der kleine Willy dem Vater stolz zu, indem er bewundernd in die drallen Händchen patcht und auf den „Thurm“ guckt, den er soeben aus Bausteinen errichtet hat. Während er ihn von allen Seiten in Augenschein nehmen will, tritt sein Kopf in unangenehme Berührung mit der Tischdecke und vergeblich bemüht sich der Kleine, das Weinen zu unterdrücken; es schmerzt doch gar zu sehr. Der Vater legt die Zeitung aus der Hand, tritt näher und sagt mild, aber ernst: „Aber Willy! Was hat Dir der Tisch gethan, daß Du ihm so weh thust? So ungeschickt zu sein, mit dem dicken, harten Kopf an den Tisch zu schlagen! Armer Tisch, sei nur gut! Willy thut es auch schon leid, und er wird nicht mehr so dumm, ungeschickt und unvorsichtig sein!“ Sofort vergaß Willy die kleine Beule, hörte auf zu weinen, streichelte den Tisch lächelnd und bat denselben förmlich um Verzeihung.

Für Haus und Herd.

(1) Das Waschen des Flanells. Man löst 30 Gramm Pottasche in einem Eimer Regenwasser auf und läßt den Flanell 12 Stunden darin liegen. Hierauf ertwärmt man das Wasser mit dem Zeuge, wäscht dies jedoch nicht durch Reiben, sondern bloß durch mehrmaliges Durchziehen aus. Hierauf bringt man den Flanell in eine andere Brühe, in welche auf ein Liter ein Löffel Weizenmehl gethan ist, und wäscht ihn hierauf auf gleiche Weise aus. Zuletzt geschieht das Waschen mit kaltem Regenwasser. Auf diese Weise behandelt, wird der Flanell sehr rein und geht, wenn man ihn zu Kleidungsstücken vernäht hat, nicht mehr ein. Beim gewöhnlichen Auswaschen des Flanells bedient man sich nur eines lauen Wassers.

(1) Fleckflecken in Tapeten sind stets den Hausfrauen ein Dorn im Auge und ihre Entfernung ist ebenso ertwünscht, wie immerhin bedenklich. Besonders wenn das Tapetenmuster ein sehr zartes, leicht vergängliches ist, birgt so manches sonst nicht unübliche Verfahren eine immerhin nicht zu unterschätzende Gefahr, daß mit dem garstigen Fleck auch das hübsche Muster auf immer verschwindet. In solchen Fällen thut man am Besten, einen halbbiden, nicht mehr breitlaufenden Brei aus Magnesia und Benzol anzurühren und ihn, ohne irgend welche Reibung auf dem Buntpapier vorzunehmen, flach aber sorgfältig überall gut bedeckend auf den Fettfleck zu streichen. Der Brei bleibt, wenn er Abends aufgelegt worden, die Nacht durch liegen und wird am anderen Morgen sehr zart und vorsichtig mittels eines weichen Tuches wieder entfernt. Das Verfahren wird so lange wiederholt, bis der gewünschte Zweck erreicht ist. Bei gewöhnlicheren oder farbenkräftigen Tapeten thut ein Brei

aus Eisenthonerde und Wasser meist schon die erforderlichen Dienste.

(1) Gegen übermäßige Bildung von Kopfschuppen. Die übermäßige Bildung von Kopfschuppen wird verhindert, wenn man die Kopfhaut jeden Abend mit officinellem Theewasser (aus der Apotheke) wäscht. Dabei empfiehlt es sich, dieser Procebur in der Woche ein- bis zweimal eine Waschung mit warmem Wasser, guter Seife und etwas Soda vorangehen zu lassen.

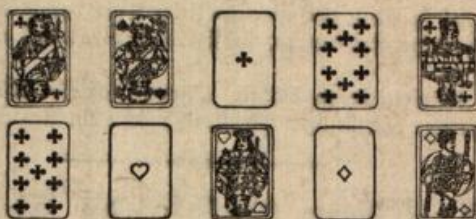
Rätchsecke.

Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M paßt; H reizt bis aufgedeckten Null; V sagt deshalb Großspiel an auf folgende Karte; obwohl er anfangs nur a-Handspiel machen wollte, das ihm sicherer schien.

a, bB, aA, 10, D, 9; cA, K; dA, K



Die der Aufgabe zu Grunde liegende Kartenvertheilung wird als die für den Spieler denkbar ungünstigste angenommen. Ist das Spiel zu gewinnen? Wie hoch kommen die Gegner in dem für sie günstigsten Falle? Welche Kartenvertheilung wird angenommen?

Charade.

Das Erste will auf Erden gewiß ein Jeder werden,
Doch will's auch Jeder sein? — Ach nein!

Man kann's in Opern hören: Es klingen in den Chören,
Sowie auch im Quartett — Gar nett.

Reißt spricht vom Feld das Zweite, doch hat es Muth zur Seite,
Wer reicht ihm gern die Hand? — Niemand!

Das Ganze, fromm bereitet steht es; und Andacht leitet
Des Peters Schritt und Sinn — Dorthin!

Bilderrätsel.



Auflösungen in nächster Nummer.

Die Namen derjenigen Löser, welche in der nächsten Nummer veröffentlicht werden sollen, müssen bis Mittwoch Nachmittag zur Kenntniß der Redaction gelangen.